



Patricia St. John

Das Geheimnis von Wildenwald

Das Geheimnis von Wildenwald

Patricia St.John

Taschenbuch, 224 Seiten
Artikel-Nr.: 255568
ISBN / EAN: 978-3-89397-568-6

Die Geschwister Ruth und Philipp finden auf ihren Streifzügen durch die Wälder in Terry einen guten Freund. Terry, der zu Hause sehr vernachlässigt wird und arm aufwächst, wird bald ihr unentbehrlicher Spielkamerad. Doch beim gemeinsamen Spielen verunglückt Terry auf tragische Weise. Ist es möglich, dass eine biblische Geschichte wie die »Vom guten Hirten« in dieser schmerzvollen Situation weiterhelfen kann? Für Mädchen und Jungen ab 8 Jahren.

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de



clv

Patricia St. John

Das Geheimnis von Wildenwald



Verlag Bibellesebund Marienheide / Winterthur



Christliche Literatur-Verbreitung Bielefeld

17. Auflage 2008

Titel der englischen Originalausgabe: »The Tanglewood's Secret«
erschienen bei: Scripture Union (Bibellesebund), London

© 1948 by Patricia St. John

Deutsch von Elisabeth I. Aebi

Illustrationen von Justo G. Pulido, www.pulido.de

© der deutschsprachigen Ausgabe:

1950 by Verlag Bibellesebund, Winterthur

Umschlag: Georg Design, Münster

Satz: CLV

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-87982-056-6 (BLB)

ISBN 978-3-89397-568-6 (CLV)

Inhalt

Wir stellen uns vor	7
Ferienpläne	12
Die Indianerhütte	19
Terry	28
Das verlorene Schäflein	36
Ein genialer Einfall	45
Eine verhängnisvolle Einladung	60
Auf der Flucht	73
Ich finde einen neuen Freund	83
Das Eichhörnchennest	93
»Meine Schafe hören meine Stimme«	102
Der Unfall	112
Ein Besuch im Pfarrhaus	126
Ich bade die Zwillinge und werde zornig	132
Ein Brief	140
Expedition im Mondschein	151
Mitternächtliches Abenteuer	158
Vom Geben	163
Hopfen und Pilze	172
Das Geheimnis	182
Terrys Ankunft	189
Heimgetragen	194
Herr Tanner weiß Rat	202
Ein unvergessliches Weihnachtsfest	212

Wir stellen uns vor

Es war ein schönes Heim, in dem Philipp und ich unter der Obhut unserer Tante Margret aufwuchsen. Das weiße Haus stand am Hang eines Hügels, hinter dem die Sonne unterging.

Vor dem Haus war ein Ziergarten, und hinten breitete sich ein Obstgarten aus, in dem Schlüsselblumen und wilder Klee unter den Bäumen Ringelreihen tanzten. Philipp und ich schliefen in den beiden Dachstübchen, mit offenen Türen, sodass einer zum anderen hinüberryufen konnte. Ich konnte mich nie so richtig entscheiden, welches Fenster mir lieber war, Philipps oder meines. Sein Fenster gab mir ein Gefühl der Geborgenheit, denn man konnte den mit Föhren bepflanzten Garten und den schützenden Wall der dahinter sanft ansteigenden Hügel mit ihrem Farnkraut und Ginster sehen. Mein Fenster aber weckte in mir ein herrlich abenteuerliches Gefühl, denn von hier aus konnte man auf eine weite Ebene mit Feldern und blühenden Kirschbäumen und auf ferne, ferne Hügel schauen, die fremd und geheimnisvoll zu mir herüberwinkten.

Ich liebte jene Hügel. Manchmal sahen sie so grün und nah aus, manchmal so verschwommen und fern. Ich betrachtete sie als eine Art Märchenland, in das ich eines Tages, wenn ich erwachsen wäre, eindringen könnte. Und wenn Philipp morgens kam und sich auf mein Bett setzte, um dem Gesang der ersten Vögel zu lauschen oder den feurigen Sonnenaufgang über der Ebene zu bewundern, dann erzählten wir uns allerlei Geschichten über jene Hügel und über die seltsamen Tiere, die nach unserer Vorstellung auf ihren Hängen lebten.

Philipp war anderthalb Jahre älter als ich, und ich liebte ihn mehr als sonst jemanden auf Erden. Er war ein sanfter, nachdenklicher Junge, der lange brauchte, bis er zu einem Entschluss kam. War es aber so weit, führte er ihn mit großer Hartnäckigkeit zu Ende. Solange ich mich erinnern konnte, war Philipp mein Freund, mein Beschützer und mein Tröster gewesen, von dem ich mich nur während der Schulzeit trennen musste. Wir waren so verschieden, wie Geschwister überhaupt sein können. Philipp war kräftig gebaut, hatte blaue Augen und ein rundes, ruhiges Gesicht; ich dagegen war klein und mager, hatte blondes und langes Haar und ein spitzes Kinn. Philipp war brav und folgsam; ich war wild und widerspenstig. Dass Tante Margret Philipp sehr gern hatte, konnte jedermann sehen. Über mich schüttelte sie den Kopf und behauptete, ich mache sie um Jahre älter.

Zur Zeit meiner Geschichte lebten wir schon seit fünf Jahren bei Tante Margret und hatten vergessen, wie Vater und Mutter aussahen. Ich war vier Jahre alt gewesen, als sie beide nach Indien fuhren. Natürlich hatte Mutter längst schon heimkehren wollen, aber der Krieg hatte sie daran gehindert. Ich glaube nicht, dass ich ihre Heimkehr wirklich wünschte. Tante Margret sagte mir immer wieder mit solchem Nachdruck, wie sehr meine arme Mutter von mir enttäuscht sein werde, dass ich hoffte, diese Entdeckung könne möglichst lange hinausgeschoben werden. Nach den Briefen meiner Mutter schien es zwar stets, als hätte sie mich sehr lieb, aber das, so nahm ich an, war nur, weil sie mich nicht kannte. Wenn sie kommen sollte, würde ihr Philipp ohnehin viel besser gefallen als ich, wie das bei Erwachsenen stets geschah, und sie würde Philipp gernhaben, weil jedermann Philipp gern-

hatte – und ich wollte ihn doch viel lieber für mich allein behalten. Deshalb schob ich den Gedanken an Mutters Heimkehr beiseite und beschäftigte mich so wenig wie möglich damit.

Aber Philipp konnte sich an Mutter erinnern, und manchmal, wenn er von ihr sprach, wurde ich unsicher. Ich werde jenen Abend nie vergessen, an dem ich als etwa achtjähriges Kind zur Strafe für irgendein falsches Verhalten ohne Abendessen ins Bett geschickt wurde. Ich weiß noch, wie ich in dem schönen Dämmerlicht jenes Frühlingsabends dort lag – heiß, aufgebracht, hungrig – und nur noch auf eines wartete: auf das regelmäßige Trapp, Trapp zweier Fußballschuhe, in denen ein etwas schwerfälliger Junge auf seinem Weg ins Bett die Treppe hinaufstieg. Natürlich kam Philipp schnurstracks in mein Zimmer. Ein paar Minuten lang mühte er sich mit einem merkwürdigen Klumpen in seinem Strumpf ab, und was kam heraus? Ein ziemlich zerquetschtes Zuckerbrötchen, an dem viele Fussel klebten und das deutlich nach Wolle roch. Aber Philipp war sehr stolz darauf, denn er hatte das Ding beim Abendbrot in seinen Strumpf rutschen lassen, direkt unter Tante Margrets Nase, und sie hatte gar nichts gemerkt! Ich verzehrte den Leckerbissen dankbaren Herzens. In der Zwischenzeit setzte sich Philipp auf mein Kissen und legte den Arm um mich, denn er wusste: Bei solchen Gelegenheiten brauchte ich recht viel Mitgefühl.

»Was habt ihr sonst noch zu essen gehabt?«, erkundigte ich mich, den Mund voll vom Zuckerbrötchen.

»Wir hatten leider Fischklößchen«, antwortete Philipp in entschuldigendem Ton, »aber sie waren zu breiig, um in die Socken gesteckt zu werden. Sie waren nicht sehr gut, du hast nicht viel verpasst.«

»Es ist gemein von Tante Margret, mich ohne Abendessen ins Bett zu schicken«, stöhnte ich mit tragischer Stimme. »Wenn Mutter hier wäre. Sie würde mich nicht so unfreundlich behandeln.«

»Nein«, antwortete Philipp mit Überzeugung, »allerdings nicht. Aber schau, du bist ja wirklich sehr frech gewesen gegenüber Tante Margret; gegenüber Mutter aber wärest du niemals frech.«

»Wie kannst du das wissen?«, wandte ich ein, »es wäre doch sehr gut möglich.«

»O nein!«, versicherte Philipp, »du könntest einfach nicht. Du bist ja nur ungezogen, wenn du ärgerlich bist, und bei Mutter waren wir das nie. Sie war so fröhlich und sonnig, und wenn wir ein klein bisschen unartig waren, so lachte sie, nahm uns in die Arme und erzählte uns wunderschöne Geschichten, sodass wir ganz vergaßen, unartig zu sein. Ich wollte, du könntest dich an sie erinnern, Ruth!«

Ich öffnete den Mund zu weiteren Fragen, da sprang Philipp plötzlich von meinem Bett herunter und schoss wie ein aufgescheuchter Hase über den Korridor. Ich hörte ein hastiges Rascheln, dann nichts mehr; dann tönten Tante Margrets Schritte auf der Treppe.

Sie trat in Philipps Zimmer, und ich hörte sie zu ihm hinübergehen und seine Bettdecke glätten. Ich hörte ihn ziemlich atemlos sagen: »Gute Nacht, Tante.« Dann kam sie herüber und blieb an der Tür zu meinem Zimmer stehen. »Gute Nacht, Ruth«, sagte sie.

Wenn ich den Gruß erwidert und gesagt hätte, es täte mir leid, wäre sie auch zu mir gekommen und hätte mich für die Nacht zugedeckt. Aber ich verabscheute es, um Verzeihung zu bitten. Deshalb tat ich, als ob ich schlief,

und ließ ein sehr lautes Schnarchen vernehmen – das niemanden täuschen konnte, am allerwenigsten meine Tante.

»Ich bedaure, dass du immer noch so schlecht gelaunt bist«, sagte sie kühl, wandte sich ab und ging hinunter.

»Hat sie nicht gemerkt, dass du dich noch nicht ausgezogen hast?«, flüsterte ich über den Gang hinweg.

»Nein«, flüsterte Philipp zurück, »ich habe die Decke bis unters Kinn heraufgezogen. Gute Nacht, Ruth.«

»Gute Nacht, Phil«, antwortete ich, drehte mich gegen das Fenster und starrte ins Dunkel hinaus. Meine Gedanken waren erfüllt von dem, was mir Philipp über Mutter gesagt hatte. Mutter wäre hergekommen und hätte mich geküsst, ob es mir nun leidgetan hätte oder nicht, und dann hätte es mir natürlich leidgetan. Wir hätten zusammen zu den Sternen aufgeschaut, und sie würde mir Geschichten erzählt haben. Beim Einschlafen konnte ich beinahe ihre Arme um mich spüren. In meinen Träumen jedoch lief sie mit Philipp von mir weg, und als ich versuchte, ihnen nachzulaufen, konnte ich meine Füße nicht von der Stelle bewegen.